

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 42.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

„Der Mann ist auf die niederträchtigste Weise gemordet worden, und Sie haben ihn auf dem Gewissen!“ rief Blumenthal außer sich und trat blitzenden Auges dem Wüthenden entgegen. „Also schon mehrmals ist er zusammengebrochen, und da haben Sie wohl immer zu diesem prächtigen Mittel der Wiederbelebung gegriffen? — Das wollen wir uns doch merken!“

„Er hat ihn den ganzen Weg über gestoßen und geschlagen,“ hieß es aus der Menge.

„So, so,“ sagte Blumenthal mit einem verächtlichen Blick auf den Gensdarmen, der in großer Wuth auf ihn zusprang und brüllte:

„Man hat sein Maul zu halten und seines Weges zu gehen!“

„Schmach über Sie,“ sagte Blumenthal, sich verächtlich abwendend. „Schmach über Sie, daß Sie den unglücklichen Mann durch Ihre Rohheit in den Tod gebracht!“

„Man soll wohl mit dem Gelichter umgehen wie mit einem rohen Ei?“ rief der Gensdarm höhnißch. „Aber soweit sind wir noch nicht — wenn auch noch hundert andere Grünshnabel schreien.“

„Soweit sind wir noch nicht, nein, da haben Sie Recht, aber dank der Rohheit der Polizei werden wir bald dahin kommen!“ entgegnete Blumenthal. „Im Uebrigen kann mich ein Mensch wie Sie nicht beleidigen, Sie pfeifen eben genau so, wie man es Ihnen beigebracht hat. Das kann ich Ihnen aber sagen, daß ich der Behörde von der Brutalität, mit der Sie den armen Menschen behandelt haben, Anzeige machen werde.“

Zustimmendes Gemurmel durchlief den Kreis. „Ich habe es gesehen!“ rief es aus der Mitte. „Ich auch!“ — „Ich auch!“ von allen Seiten. „Wir wollen Zeugen sein!“ Das Eis der Schüchternheit war gebrochen.

Der Gensdarm stand einen Augenblick etwas verblüfft, dann lachte er höhnißch auf. „Der Behörde!“ rief er. „Machen Sie nur Anzeige, ich werde auch meine Anzeige machen, und wer besser dabei wegkommt, das werden wir ja erleben. Noch wiegt das Wort eines Beamten mehr als hundert Aussagen von Tageläbern.“

„Und wenn man Ihnen zum Lohne Ihrer Heldenthat auch goldene Ketten umhängen würde, so wäre das Brandmal doch nicht verschwunden, das Sie mit Ihrer Rohheit sich aufgedrückt. — Eure Namen, Freunde!“ wandte sich Blumenthal jetzt an die Umstehenden, und alle Umstehenden ließen sich als Zeugen aufschreiben. Verwünschungen gegen den Gensdarmen wurden dabei laut, und hier und da erhoben sich sogar drohend Fäuste und Stöcke.

„Ja, drängt euch nur um ihn, ihr Hallunken!“ schrie der Gensdarm. „Ihr werdet es schon büßen!“

„Wo so viele ehrenhafte Männer ihr Zeugniß abgeben, da wird es ein Anderer sein, der zu büßen hat,“ sagte Blumenthal. „Aber nun wollen wir einmal feststellen, wer der Todte ist.“

„Es ist der Frommelt von Schönenberg!“ hieß es mehrfach.

„Der Frommelt!“ rief Blumenthal schmerzlich bewegt. „Der Arme, nun hat er seine Gerechtigkeit!“ Er erinnerte sich jetzt seiner Begleiterin und blickte sich nach ihr um. Bei dem Namen hatte sie sich erschüttert abgewandt.

„Frommelt ist es, wir kennen ihn, wir sind ja auch aus Schönenberg,“ rief man. „Es ist derselbe, dem der Graf den Sohn erschlagen.“ „Dabei ist ja die Meineidsgeschichte mit dem verdamnten Förster passiert.“ „Der Frommelt soll den Grafen beleidigt haben und deshalb sollte er in's Gefängniß kommen.“ „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.“ In dieser Weise gaben die Umstehenden über den Todten Aufschluß, und jedes Wort schien die alte Frau zu treffen. Sie war sehr bleich geworden und drängte sich aus dem Kreise.

„Die Schönenberger werden dem alten Frommelt den Liebedienst erweisen und ihn in's Dorf bringen?“ sagte Blumenthal, sich fragend umblickend.

„Gewiß, gewiß! Das wollen wir thun,“ erscholl es als Antwort. „Und wir werden helfen!“ erklärte man von anderer Seite.

„Das dulde ich nicht!“ rief der Gensdarm, der bisher schweigend zugehört hatte. „Der Kerl gehört mir, wehe dem, der ihn anrührt.“

„Das ist doch arg!“ „Nein, das ist gemein!“ „Solch' dreister Kerl ist mir noch nicht vorgekommen!“ „Man darf sich solche Niederträchtigkeiten nicht gefallen lassen!“ So ertönte es wirt aus dem Kreise, und drohend umdrängte man den Gensdarmen. Vielleicht hätte man ihn niedergeschlagen, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Fuhrwerk herangekommen wäre und die Leute zum Auseinandergehen gezwungen hätte. Es hielt an der Leiche und kam vom Schlosse. Der alte Konrad saß darauf und ernst grüßte er die Leute, von denen ihm fast Jeder bekannt war.

„Da wären wir doch schon zu spät gekommen!“ sagte er, vom Wagen steigend, mit einem bekümmerten Blick auf die Leiche. „Nein, das ist doch schändlich!“ rief er, als er die gebundenen Hände sah. „Den treuen Frommelt, der kein Wässerchen in seinem Leben getrübt, auf diese schändliche Weise zum Tode zu bringen! Das ist ja himmelschreiend! — Ah, da ist ja auch der Herr Gensdarm!“ sagte er, sich umwendend, mit ungewöhnlicher Festigkeit in der Stimme. „Schämen Sie sich denn nicht, einen alten gebrechlichen Mann auf diese Weise zu mißhandeln? Streichen Sie sich den Tag schwarz im Kalender an, er soll Ihnen noch theuer zu stehen kommen. Herr von Rabenberg wird eine so thierische Rohheit nicht hingehen lassen, und auch über das, was Sie dem Berner gethan, wird noch ein Wörtchen mit Ihnen geredet werden. Was stehen Sie denn noch hier? Gehen Sie doch Ihrer Wege, der Mann ist nicht mehr lebendig zu machen.“

„Er will ja den Leichnam mitnehmen!“ rief einer der Anwesenden höhnisch.

Der Gensdarm war doch etwas kleinlaut geworden und erklärte, wenn auch immer noch schimpfend, daß er nichts dagegen habe, wenn man den Leichnam mit fortnehme. Er würde im Uebrigen schon zu verantworten wissen, was er gethan, und jedem Grünshnabel — er warf dabei einen giftigen Blick auf Blumenthal — brauche er nicht zu Gefallen zu leben. Konrad war dem Blicke gefolgt und nickte Blumenthal freundlich und beschwichtigend zu. Der Gensdarm entfernte sich nun, von den Leuten, die sich mit dem Leichnam beschäftigten, nicht weiter aufgehalten.

Konrad war auf Blumenthal zugetreten und schüttelte ihm freundschaftlich die Hand. „Berner erwartet Sie mit großer Ungeduld,“ sagte er. „Er hat mit dem Gensdarmen Streit gehabt und ist dabei leicht verwundet worden.“

„Wie kann denn das geschehen?“ fragte Blumenthal bestürzt.

„Einzelheiten weiß ich nicht, nur so viel, daß die Verwundung eine leichte ist.“

„Dann will ich eilen,“ rief Blumenthal. „Nicht wahr, Freunde,“ wandte er sich an die Leute, „wenn das Gericht es fordert, dann wird ein Jeder auf dem Posten sein und sein Zeugniß ablegen?“

„Wir werden Alle da sein!“ rief man.

„So ist es recht. Solche Schändlichkeiten darf man nicht dulden; läßt man sie einmal durchgehen, dann geschehen sie ein andermal wieder, und was heute unserm braven Frommelt passiert ist, das kann morgen jedem andern von uns passieren.“

„Das ist wahr! Wir werden uns Alle einstellen!“ erscholl es noch einmal, und ein Jeder bekräftigte seine Zusage durch einen Handschlag.

Blumenthal sah sich noch nach seiner Begleiterin um; sie war verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie sich entfernt, als er sie aus dem Kreise treten sah. Eilig schritt er Schönenberg zu. Der alte Konrad erkundigte sich bei den Zeugen des Auftritts genau nach dem Hergang, und alle rühmten sie Blumenthal's Entschlossenheit und die Art und Weise, wie er mit dem Gensdarmen umgesprungen.

Langsam bewegte sich der Wagen mit dem Todten dem Dorfe zu.

* * *

Blumenthal traf Berner noch etwas matt, aber doch schon wieder heiterer an. Mit einem Lächeln begrüßte ihn der Verwundete und scherzend beantwortete er Blumenthal's entrüstete Klagen. „Jugend hat keine Tugend,“ sagte er, auf seinen ver-

bundenen Kopf deutend. „Eine solche Ausgelassenheit hätte ich mir selbst kaum zugetraut.“

„Wer kann bei so empörenden Rohheiten kalt bleiben?“ entgegenete Blumenthal erregt. „Frommelt ist todt, unter den schändlichen Mißhandlungen zusammengebrochen, ich komme von seiner Leiche.“

Berner's Gesicht verdüsterte sich. „So hat man den unbequemen Schreiber glücklich aus dem Wege geräumt,“ sagte er. „Ich fürchtete das Schlimmste. . .“

„Sie hätten die Stumpfheit der Menschen sehen sollen, die die Leiche umstanden!“ rief Blumenthal. „Niemand rührte sich.“

„Machen Sie den Menschen keinen Vorwurf,“ unterbrach ihn Berner. „Ist es nicht heute noch wie zur Zeit des Altmeisters Goethe. Denken Sie an seine Worte: ‚Das Polizeiregiment sorgt dafür und sein Streben ist allein darauf gerichtet, die Menschen schon von Kindesbeinen an zahm zu machen und alle Natur und Originalität, alles Freiheitsbewußtsein, alle Energie und Wildheit so gründlich auszurotten, daß am Ende nichts übrig bleibt als — der Philister, oder wie wir sagen würden, der stumpfsinnige Sklave. Denken Sie an Hunger und Elend, welche das Werk des Polizeiregiments vollenden.“

„Was sind das aber für entsetzliche Zustände, in denen wir leben. Diese niederträchtige Rohheit! Ich sehne die Stunde herbei, in der ich diesen ekelhaften Verhältnissen den Rücken kehren kann.“

„Wie Sie gleich wieder warm werden!“ sagte Berner. „Entschießen Sie bis an's äußerste Meer — Sie finden es überall gleich, denselben Uebermuth der herrschenden Klassen, dieselbe Stumpfheit bei den Massen.“

„Das ist aber zum Verzweifeln!“ rief Blumenthal.

„Immer noch der ungläubige Thomas?“ entgegenete Berner lächelnd. „Ist die Masse auch heute noch dumpf und stumpf, so lauscht sie doch mit klopfendem Herzen, mit wogender Brust den Zeichen des Frühlings, und nichts findet bei ihr ein lebendigeres, freudigeres Echo als eine männlich-freie That — ein warmes Wort der Liebe. — Hatten Sie den Gensdarmen zurechtgewiesen?“

Blumenthal nickte mit dem Kopfe.

„Und wie verhielten sich dabei die Leute? Blieben sie auch dann noch stumpf?“

„Ich war zuletzt mit ihnen zufrieden,“ sagte Blumenthal.

„Habe ich nicht recht?“ rief Berner triumphirend.

„Ah, ich möchte ja so gern Ihren Worten vertrauen!“ rief Blumenthal. „Aber muß man nicht zu der Annahme gelangen, daß man vergeblich hofft, daß das Volk stumpfer und gefühlloser wird mit jedem Jahre der Sklaverei.“

„Aber, Freund Blumenthal, was liegt darin für uns anderes, als die Aufgabe, unsere Maulwurfsarbeit zu verdoppeln? Kämpfen Sie gegen den Nismuth an, wie ich es auch in Stunden der Verstimmung gethan. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Je übermüthiger die Herren, je himmelanstrebender ihre Zwingburgen, desto zahlreicher die politischen Maulwürfe, desto mächtiger die Liebesströmung, welche die Erde umwallt. Und blicken Sie auf die Naturwissenschaft, deren Jünger mit dem Fleiße der Ameise die unzerstörbaren Quadern zum neuen Menschheitsbau zusammenfügen! Nein, nein, Freund Blumenthal, nicht Niedergeschlagenheit, nicht Muthlosigkeit muß uns der Anblick des Gemordeten einflößen, sondern heiligen Zorn, Feueereifer für die Sache der Menschheit. Lassen Sie den Muth nicht sinken, vertrauen Sie, wenn nicht dem eigenen, so doch meinem Auge, das hell am Horizonte das Morgenroth einer glücklichen Zukunft aufleuchten sieht.“

Blumenthal reichte ihm die Hand. „Sie werden mich unermüdet beim Werke finden!“ rief er.

„Nichts anderes als diese Antwort hatte ich von Ihnen erwartet,“ erwiderte Berner, kräftig einschlagend.

„Ich werde eine Anzeige machen,“ sagte Blumenthal im Verlauf der Unterhaltung; „der Mensch muß einen Denktettel haben.“

„Das ist gut,“ sagte Berner, „wenn der Erfolg auch zweifelhaft ist. Seine treuen Diener pflegt das herrschende System in Schutz zu nehmen.“

„Aber jeder Protest gegen eine Gewaltthat muß das Rechtsbewußtsein im Volke wecken!“

„Gewiß! Von diesem Standpunkte aus bin ich für eine Anklage; der Mann selbst kann nichts für seine Kohheit, die ist ihm beim Militär anerzogen, wo Kohheit gegen Untergebene und Wehrlose als Tugend gilt. Und aus der Blüthe der Kohheit wählt ja der Staat seine gefügigsten Kreaturen.“

„Aber was haben Sie mit dem Gensdarmen gehabt?“ fragte Blumenthal.

Berner berichtete, was vorgegangen, häufig von Ausrufen der Entrüstung Blumenthal's unterbrochen.

„Ich fürchte, Sie gehen Gefahren entgegen, — was kann der Gensdarm nicht alles gegen Sie ausfagen?“ sagte Blumenthal besorgt. Dann wandte er sich im herzlichsten Tone an Berner. „Es befeelt mich schon lange Zeit ein Wunsch, Freund Berner. Kehren Sie der Gegend den Rücken, wo Sie doch nichts Ersprießliches wirken können, wo Sie von Gefahren bei jedem freien Schritte umlauert werden, kommen Sie mit uns in unser sonniges Rheingebiet — ein glückliches Leben winkt uns dort. Vereinigen Sie sich mit uns, zu denen Sie ja mit Leib und Seele gehören — welch' glücklicher Familienkreis müßte das werden!“

Er reichte ihm beide Hände dar.

Berner schüttelte den Kopf. „Will man einen Baum verpflanzen, dann muß man es thun, so lange er noch jung ist,“ sagte er. „Und wären es die glücklichsten Verhältnisse, denen Sie mich entgegenführten, ich würde doch nicht glücklich darin sein, sondern nach dem Unglück Heimweh empfinden, mit dem ich so innig verwachsen bin, nach meiner großen Familie, nach meinen armen Nachbarn, nach all' den Siechen und Krüppeln und nach den unglücklichen Kindern daheim. Das Alter hat mich egoistisch gemacht, lieber Freund,“ sagte er scherzend, „ich möchte mich nicht gern des letzten Abendsonnenscheins berauben lassen. Sie bliden mich zweifelnd an?“ fuhr er ernster fort. „Mein Wirken an dieser Stelle ist mir zur lieben Gewohnheit geworden, ich fühle innere Befriedigung dabei und glaube, ich würde unglücklich sein, wenn ich auf diese Gewohnheit verzichten müßte. — Daß es mir auf der andern Seite recht schwer wird, Sie und meine Lieben scheidend zu sehen, das können Sie sich denken. — Nein, lassen Sie mich in meinem Boden — ich würde welken und sterben, wenn Sie mich in einen andern verpflanzen wollten.“ Er drückte dankend dem Freunde die Hände und bat ihn, seine Weigerung nicht falsch aufzunehmen.

Nur ungeru verzichtete Blumenthal auf die Erfüllung seines Wunsches, aber er sah wohl ein, daß Berner seinem liebgewordenen Wirkungskreise erhalten bleiben mußte.

Berner lenkte bald von diesem Punkte ab und erzählte Blumenthal das, was er von Konrad über die Erbschleicherei erfahren, und Blumenthal berichtete wiederum seine Erlebnisse in der Stadt.

„Das ist fast des Guten zuviel!“ rief Berner aus, als er Alles vernommen. „Man hat wirklich Mühe, die Augen, die so lange nur das Dunkel des Elends gesehen, an das blendende Licht des Glücks zu gewöhnen. — Daß auch Martha noch ein Glück beschieden, daß sie die Wiederkehr Büttner's erleben würde, das hatte ich mir nicht träumen lassen. Ist das nicht heller Sonnenschein, der da in den Abend meines Lebens fällt? — Wie glücklich mich diese neue Botschaft macht, — ich sehe den Himmel voller Geigen.“

„Wie ich von rosigem Hauche gefärbt den meinigen erblicke,“ sagte Blumenthal. „Fast könnte ich den Reid der Götter fürchten.“

„Keine unnützen Sorgen!“ entgegnete Berner. „Den haben Sie nicht zu fürchten. Selbst haben Sie Ihr Glück sich geschmiedet und in Ihrer Hand liegt es allein, den selbst gewölbten Himmel sich immer klar und heiter zu erhalten.“

„Das will ich, an Kraft gebricht es mir nicht, und wenn auch eine rauhe Luftströmung Wolken emporwirbelt, dann werden wir sie schon zu verschleichen wissen.“

„Nun, dann seien Sie unbesorgt und freuen Sie sich des Lebens. Die Krystalle, die sich zusammengefunden, werden unbeschämten den Stürmen des Lebens trotzen. . .“

„Bis der König der Welt, Freund Sensenmann, die stolzen Krystalle zu den gewöhnlichen Steinen wirft,“ ergänzte Blumenthal ernst. „Was mir übrigens gar nicht gefallen will, Freund Berner,“ fügte er heiter hinzu. „Ist das Vernunft in unserer lieben Schöpfung, daß wir Menschen, die wir denken gelernt und Augen gewonnen, welche in die Wunder und Geheimnisse des unbegrenzten Weltalls sich versenken können, auf immer verlöschen sollen? Wie ärmlich ist die Unsterblichkeit des Ruhms, der durch den Schleier der Vergessenheit dringt, in den der Tod die Erdenwanderer hüllt? Mich könnte er gar nicht trösten für das Leben, das mir bereinst genommen wird, und das ich so gern lebe.“

Berner nickte lächelnd mit dem Kopfe. „So spricht die Jugend, die in der Fülle der Lebenskraft steht, der Mensch wie der Baum und die Blume, und so habe auch ich einst gesprochen, lieber Blumenthal, als ich noch in der Blüthe des Lebens stand und den Himmel mit lauter Geigen schmückte. Wie Ihr Verstand, so empörte sich auch der meinige gegen den unheimlichen Schatten, der das lichtvolle Bild der Jugend trübte, und die Lebenskraft schäumte auf gegen das ewige Naturgesetz. Aber wie den Blumen und Bäumen ist es mir ergangen, — mit dem Herbst erblaßte die Jugend, und jener Schatten, von dem ich fröstelnd mich abwandte, wurde freundlicher. Mit dem Herbst stellt die Ermüdung sich ein, und wenn der Tod mir einst winkt, dann werde ich wohl in ein lächelndes Antlitz sehen und gern dem neuen Leben, das um mich her ersprießt, Platz machen.“

In Berner's Gesicht spiegelte der harmonische Frieden sich wider, der ihn befeelte, und mit heiteren Augen blickte er zu Blumenthal auf, der gedankenvoll schwieg. „Sehen Sie, lieber Blumenthal,“ sagte er, „das ist das Traurige in unserm heutigen Leben, daß die große Mehrzahl der Menschen in frühem Alter schon dem Tode in die Arme getrieben wird, der selbst nur widerwillig die unreifen Garben empfängt. Könnten die Menschen ein glückliches Dasein führen und ein Alter erreichen, das die Natur ihnen als Regel bestimmt, dann heben mit den wachsenden Jahren von selbst die Zweifel sich und beruhigen sich alle Stürme, die im jugendlichen Herzen toben. Es verliert der Tod sein schreckhaftes Bild und ohne Murren beugt der Mensch sich dem unabänderlichen Gesetze der Sterblichkeit. — Ja, was ist der Ruhm, lieber Blumenthal! Weil wir in der Dämmerung leben, erscheint ein kleines Flämmchen uns als mächtiges Licht, wie wir die alten Weisen von ihrem schwarzen und finstern Hintergrunde sich strahlend abheben sehen. Aber es kommt die Zeit, in der soviel Licht auf Erden sein wird, daß man die Flämmchen nicht mehr zu sehen vermag. Dann ist es mit dem Ruhm vorbei, und wenn man in seiner Geschichte blättert, wird man finden, daß sie eigentlich die Geschichte der menschlichen Kindheit ist. — Aber ein Todeskapitel, wo wir uns des Lebens freuen sollten. Sie sehen, ich bin unverbesserlich. Doch lassen Sie sich jetzt auch etwas Erfrischendes, etwas durch und durch Lebensvolles erzählen, von Waldau und seinen glücklichen Menschen.“

Und in begeisterten Worten schilderte er das erwachende Leben in Waldau, die Freude und den überschwänglichen Jubel, welche die Entdeckung des Vertrages erweckt. Sie sprachen von Doktor Wieser und Eglar, vom Schlosse und von Jörg.

„Ich fürchte die Schleicher nicht,“ sagte Blumenthal, „mögen sie mich immerhin hassen, wenn sie mich nur hassen, und das sollen sie schon in den nächsten Stunden.“

„Seien Sie nur recht vorsichtig,“ sagte Berner. „Da fällt mir noch etwas ein. Haben Sie schon jemals etwas von einem Maler Schmidt gehört?“

Blumenthal verneinte; „er muß nicht aus der Gegend sein, der Name ist mir ganz unbekamt.“

„Mir auch. Nun hören Sie, was mir mit einem Maler Schmidt begegnet ist.“ Er erzählte dem Freunde seine Begegnung mit dem Maler.

„Da werde ich ja auf meiner Hut sein müssen,“ sagte Blumenthal nachdenklich. Das kann sehr wohl ein Polizeispion sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Pavillon der Freien Presse.*)

Von Gustav Rasch.

Den größten Theil des Winters und Frühjahrs vor dem letzten Kriege hielt ich mich in Paris auf, und ein großer Theil der stürmischen Ereignisse zog an mir vorüber, welche den Sturz des zweiten Kaiserreichs einläuteten. Die ganze bonapartistische Wirthschaft war im Zusammenbruch begriffen. Die republikanische Agitation war enorm und unwiderstehlich. Die Armee war unzuverlässig und wurde mit starkem Erfolge alle Tage bearbeitet. Der „Reveil“ von Delescluze und Rochefort's Blatt, „Die Marxeillaise“, welche die ärgsten Skandale des zweiten Kaiserreichs aus der Vergessenheit hervorzog und die Revolution ganz offen predigte, wurden täglich zu Tausenden in den Kasernen verbreitet. Der Feldzug in Mexiko hatte die Armee vollkommen demoralisirt. Ollivier galt selbst in den gemäßigten Klassen der Pariser Bourgeoisie für nichts als für einen eiteln Parvenü. Wer überhaupt die französischen Zustände richtig beurtheilen wollte, mußte sich überzeugen, daß Frankreich am Vorabend einer neuen Revolution stand und daß die Tage des zweiten Kaiserreichs gezählt waren. Das zweite Kaiserreich wäre auch ohne den Krieg gefallen, wenn es sich auch vielleicht um einige Monate länger gehalten hätte.

Während dieses interessanten Winters lernte ich einen großen Theil der Persönlichkeiten kennen, welche damals in Paris mit Energie und Kühnheit am Sturz der bonapartistischen Wirthschaft arbeiteten, und von denen Viele bald ein so schreckliches Ende finden sollten. Der idealste von ihnen war Gustave Flourens, Professor an der Sorbonne, Sohn eines früheren Pairs von Frankreich, noch sehr jung, feurig und stürmisch, ebenso gelehrt, wie tapfer; der charaktervollste und gebiegenste Charles Delescluze, damals Redakteur des „Reveil“, ein alter Kämpfer der radikalen Republik, im Jahre 1848 Präfect des Norddepartements, ein unverföhnlicher Feind Bonaparte's. Er hatte bereits neun Jahre in Cayenne zugebracht und viel gelitten. Trotz seiner vierundsechzig Jahre war er in seiner Kraft und in seiner politischen Ueberzeugung ungebrochen und sprach mit mir von dem Siege der Republik, als wenn derselbe unzweifelhaft wäre und in den nächsten Monaten erfolgen würde. Vermorel war eine schwankende Persönlichkeit, aber ein Mann von Talent und Muth. Die beiden Fonvielle's, welche bei der Erschießung Victor Noir's in den Vordergrund traten, waren Männer von Muth und Charakter, wenn auch ohne große geistige Begabung. Einer von ihnen hatte schon neun Jahre in den afrikanischen Strafkolonien zugebracht. Weit bedeutender war Paschal Groussset, der nachherige Minister der Commune, in dessen Auftrage sie Peter Bonaparte forderten. Der interessanteste von Allen war jedenfalls Henri Rochefort, auch der gefährlichste Feind der bonapartistischen Wirthschaft. Seine Erfolge in der Presse und in den Klubs waren ebenso groß wie sein Muth. Aus einem alten, vornehmen legitimistischen Geschlecht, der Grafen von Rochefort-Lucan, stammend, war er der populärste Mann unter den Massen. Ich glaube, er wäre allein im Stande gewesen, das morsche Gebäude des zweiten Kaiserreichs in Trümmer zu legen.

Rochefort war auch in seinem Außern die interessanteste Persönlichkeit unter den damaligen Pariser Revolutionären. In der

zweiten Hälfte der dreißiger Jahre stehend, von hoher, schlanker, ich will lieber sagen, magerer Gestalt, von südfranzösischem Typus und von vornehmen Manieren, vereinigte er mit dem französischen Seigneur, wie er uns in den Dumas'schen Romanen entgegentritt, den glühenden Revolutionär, der ohne alle Rücksicht seinen politischen Feinden zu Leibe geht und unaufhörlich Angriff auf Angriff folgen läßt, immer bereit, mit der Pistole auf der Mensur seiner Feder zu sekundiren. Von der Häßlichkeit, womit man damals sein Bild ausstattete, fand ich auf seinem Gesichte nichts. Seine Gesichtszüge hatten den charakteristischen Ausdruck, der sein inneres Wesen abspiegelte, und wurden durch ein paar prächtige, schwarzdunkle Augen beleuchtet, welche wie Feuerflammen brannten,

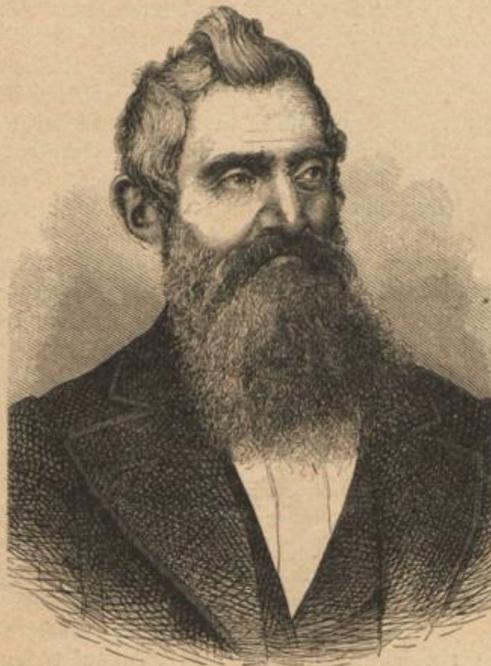
sobald er von der Schändlichkeit der bonapartistischen Wirthschaft sprach. Von den Verleumdungen, die damals über Rochefort's Charakter durch bonapartistische Lohnschreiber in die Welt gestreut wurden, war nichts wahr, als daß Rochefort viel Geld ausgab, welches er sich durch seine angestrenzte publizistische Thätigkeit erwarb, daß er ein Freund des Spiels und der guten Tafel war. Das ist zu tadeln, aber im bonapartistischen Solde verdiente er das Geld nicht. Meine erste Frage, als ich den Consul der preussischen Gesandtschaft, Dr. Bamberg, besuchte, der durch seinen langen Aufenthalt und durch seine persönlichen und politischen Verhältnisse alle die Persönlichkeiten, welche damals beim Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs auftraten, genau kannte und ein ehrliches Urtheil hatte, war: „Was ist an den Verleumdungen wahr, die in so massenhafter Weise über Rochefort in die Welt gestreut werden?“

Er antwortete mir: „Nichts! Prinzipielle Verleumdungen bonapartistischer Lohnschreiber. Rochefort ist ein Lebemann, das ist Alles! Wir kennen ihn ja Alle. Er war ein kleiner Beamter auf dem Stadthause. Hausmann hat

sich Mühe genug gegeben, als Rochefort, damals als Publizist kaum bekannt, mit solchem Erfolge die journalistische Laufbahn betrat und seine Angriffe auf die bonapartistische Wirthschaft immer wichtiger wurden, ihn durch Geld und Versprechung glänzender Karriere für das Kaiserreich zu gewinnen. Alle Versuche des mächtigen Seinepräfecten scheiterten an Rochefort's Muth, Ehre und Charakter.“

Auch Rochefort erwartete zuversichtlich den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreichs, welches er täglich durch seinen satirischen Hohn, durch die heißendsten Angriffe und durch die Aufdeckung unerhörter Skandale am meisten untergrub.

Wo waren sie jetzt alle, die Freunde und Bekannten von damals? Im Café Madrid, wo ich sie gewöhnlich vor dem Diner traf, saßen an den gewohnten Tischen andere Personen, die mich gar nicht interessirten; in den beiden Stodwerken des schmalen Hauses in der Montmartrestraße, wo ich Delescluze und Rochefort so oft auf den Redaktionsbureau ihrer Zeitungen besuchte hatte, wohnten mir unbekante Leute; Delescluze's Mutter, eine steinalte Frau, sollte noch leben; ich konnte sie aber nicht auffinden; ihr Sohn war an einer Barrikade auf dem Quai Voltaire bei dem Sturm der Versailler Truppen auf Paris erschossen worden; Gustave Flourens war im Handgemenge von



Der Reichstagsabgeordnete Valentin.

(Nach einer Photographie gezeichnet und geschnitten.)
Siehe Seite 404.

*) Nachdruck verboten.

zwei Gensdarmen ermordet; Vermorel waren durch eine Kanonenkugel die Beine weggerissen und er hatte sein Ende in einem Verfailler Hospital gefunden; Rochefort und Grouffet lebten in der Verbannung in Genf, nachdem es ihnen gelungen war, sich durch eine beispiellos kühne Flucht aus der Strafkolonie zu Numea zu retten; die beiden Fonvielle's wohnten irgendwo in der Provinz. Ich ging allein in den Straßen von Paris umher, suchte mir andere Bekannte und dachte oft wehmützig der in so schrecklicher Weise umgekommenen Freunde, mit denen ich mich so manche Stunde an denselben Orten und Plätzen, die ich nun allein wieder sah, von ihren politischen Hoffnungen und Ausichten unterhalten hatte. Ihre Hoffnungen hatten sich erfüllt. Das Kaiserreich war gefallen. Auf dem Frontispiz der öffentlichen Gebäude

las ich wieder das Dogma der demokratischen Republik: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“; aber sie waren im Kampfe um dies Dogma umgekommen. Und doch waren erst fünf Jahre seit jener Zeit verfloßen, wo ich sie alle im Kampfe sah! Welche Ereignisse waren seit diesen fünf Jahren über Paris dahingezogen!

Am schmerzlichsten traten diese Erinnerungen an mich heran, als ich eines Tages das Gefängniß Saint Pelagie besuchte. St. Pelagie ist ein altes Haus; Jahrhunderte sind über seine Hüfte dahingezogen; anfänglich ein Zufluchtsort für reuige Mädchen — filles repenties — hatte es nacheinander als Krankenhaus, Gefängniß und Strafanstalt gedient; während der großen Revolution hatte mancher Royalist und Priester in seinem kleinen Hofe den Todesstarrten bestiegen, der ihn zum Schaffot



Aus dem russischen Volksleben: Die letzte Reise. (Nach einer Photographie gezeichnet und geschnitten.)

(Siehe Seite 404.)

führte. Das Gefängniß hatte noch ganz seine frühere Gestalt. Es war von einer hohen düstern Mauer umgeben, über deren Krone breite Thürme und Zinnen hervorragten. Der Eingang fand durch ein gewölbtes, düsteres Thor statt, welches dem Thor einer mittelalterlichen Zwingburg nur zu ähnlich sah. An ein Entkommen aus diesem gewaltigen, düsteren Gefängniß war kaum zu denken. Die Räumlichkeiten des Gefängnisses bestanden aus einer Reihe von düsteren Gebäuden, welche ein Duzend kleiner Höfe flankirten. Sämmtliche Räumlichkeiten umschloß die durch den Oben von drei Jahrhunderten geschwärtzte Mauer.

Heute war St. Pelagie zu einer Korrekptionsanstalt für Verbrecher eingerichtet, welche bis zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt waren. Seit der Regierung des „Bürgerkönigs“ Louis Philippe hatte St. Pelagie aber noch eine andere Bestimmung erhalten. In St. Pelagie wurden alle Strafen für Preservergehen abgeleitet. Zu dem Zwecke war in dem größten Hofe des Ge-

fängnisses ein besonderes Corps de Logis erbaut worden. Es war ein stattliches Haus mit breiten Treppen, Korridoren und geräumigen Zimmern, welche durchaus nichts Gefängnißartiges an sich hatten. Seitdem es seine Bestimmung erhalten, führte es unter allen Kollegen von der Pariser Presse den scherzhaften Namen des „Pavillons der freien Presse“. Es hat seine Bestimmung auch während der Februarrepublik und während des Kaiserreichs beibehalten. Während der letzten beiden Jahre des Kaiserreichs, wo Louis Bonaparte seine letzte politische Komödie, die Komödie des demokratischen Kaiserreichs, in Scene setzte und zu dem Ende die bis dahin in unerhörter Weise geknechtete Presse bis zu einem gewissen Grade entfesselt, waren die Räume des „Pavillons der freien Presse“ immer mit „Verbrechern“ überfüllt. Vermorel, Flourens, Grouffet, Delescluze, Rochefort, Fonvielle, alle Redakteure der Oppositionsblätter gegen das „demokratische Kaiserreich“ haben dort Wochen und Monate zugebracht; die

meiste Zeit Delescluze und Rochefort. Sie redigirten im „Pavillon der freien Presse“ ihre Zeitungen weiter, um, nachdem sie den Pavillon verlassen hatten, nach einigen Wochen oder Monaten ihre verlassenen Zimmer von neuem zu beziehen. Aber der Aufenthalt im „Pavillon der freien Presse“ war zu ertragen. Wenn ich Delescluze bedauerte, daß er wieder auf einen mehrmonatlichen dortigen Aufenthalt zu rechnen habe, lachte er und sagte: „Oh, das ist schon auszuhalten! In Cayenne war es weit schlechter!“

Als ich jetzt das alte Revolutionsgefängniß St. Pelagie — außer der Conciergerie das einzige Gefängniß aus der Revolutionszeit, welches der Umbau von Paris übrig gelassen hat — besuchte, und der Brigadier, der mich umherführte, mir jeden interessanten Winkel desselben gezeigt hatte, ersuchte ich ihn, mich nach dem „Pavillon der freien Presse“ zu führen, von dem so oft vor sechs Jahren während meines letzten Pariser Aufenthalts die Rede gewesen war. Ich hatte ihn noch niemals besucht. Heute zogen mich die Erinnerungen an die Freunde dorthin, von denen ich keinen einzigen in Paris wiedergefunden hatte.

Der Brigadier führte mich in einen weiten, ziemlich freundlich aussehenden Hof, in dessen Mitte sich ein zweistöckiges, modernes Gebäude im Baustyl der dreißiger Jahre erhebt. Eine breite Freitrepppe führte in das Erdgeschoß des Hauses. Es hatte einen bürgerlichen Anstrich. In seinem Aeußern erinnerte es in nichts an ein Gefängniß. „Das ist der ‚Pavillon der freien Presse‘, den Sie zu sehen wünschten, mein Herr!“

„Wohlan, Brigadier, zeigen Sie mir die Einrichtung! Nach einem Gefängniß sieht das Haus nicht aus. Nicht einmal Gitter vor den Fenstern!“

„Es hat auch im Innern nichts Gefängnißartiges. Also, wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr!“

Wir stiegen die Freitrepppe hinauf. Das Erdgeschoß war zu Bureauzimmern und zu Beamtenwohnungen eingerichtet. „Die Gefangenen haben immer die Räume im ersten und zweiten Stock bewohnt,“ sagte der Brigadier.

Die Korridore, die Flure, die Treppen waren auch im ersten und zweiten Stock licht, hoch und geräumig, wie im Erdgeschoß des Hauses. Die Zimmer waren groß und licht; manche hatten zwei, manche drei Fenster, welche nach dem Hofe hinausgingen. Mit jedem Zimmer war noch ein zweiter Raum verbunden, der zur Garderobe und zum Schlafgemach bestimmt war. Die Wände waren theils mit Oelfarbe gestrichen, theils mit Tapeten bedeckt; die Fußböden gedeckelt. Die Zimmer hatten, obgleich sie nicht möblirt waren, einen gemüthlichen Anstrich.

Mein Begleiter führte mich durch eine ganze Reihe von Zimmern. Jedes Zimmer glich so ziemlich dem andern. Er zeigte mir das Zimmer, welches Rochefort, und das Zimmer, welches Delescluze bei ihrer häufigen Anwesenheit im „Pavillon der freien Presse“ zu bewohnen pflegten, dann führte er mich in das Zimmer Vermorel's, der ihm besonders sympathisch gewesen war. Er war schon seit fünfzehn Jahren als Brigadier in St. Pelagie angestellt, hatte also eine ganze Reihe von Preßverbrechern gekannt. Mit großer Achtung sprach er von Delescluze. „Seine alte Mutter besuchte ihren Sohn täglich,“ sagte er. „Wissen Sie nicht, mein Herr, ob sie noch lebt? Die alte Frau muß in den achtziger Jahren sein.“

„Sie lebt noch. Ich habe sie aber noch nicht auffinden können. Auch Flourens' Mutter lebt noch.“

Für Flourens' ritterliches und ideales Wesen hatte der Brigadier eine ganz besondere Sympathie empfunden. Er konnte nicht aufhören, von ihm zu sprechen. Flourens war noch in den zwanziger Jahren, als er starb, hoch und schlank gewachsen, blond, eine schöne, edle Erscheinung, gleich tapfer mit der Feder und mit dem Degen. Als Professor der Sorbonne hatte er nur eine Vorlesung gehalten. Die weiteren Vorlesungen sistirte die Polizei, und dann erfolgte seine Absetzung.

„Sind niemals ‚Preßverbrecher‘ aus dem ‚Pavillon der freien Presse‘ entflohen, Brigadier?“ fragte ich.

„Einmal, alle, zur Zeit Louis Philippe's, natürlich mit Hilfe eines Beamten, der sie bei Nacht aus dem Thore, durch welches

Sie eingetreten sind, in's Freie führte. Der Direktor, als er am andern Morgen die Flucht sämmtlicher Gefangenen erfuhr, eilte ganz bestürzt zu dem Polizeipräfekten, um ihm das Unglück zu melden. Es war am 12. Juli 1835. Der Polizeipräfekt lachte und sagte: ‚Recht gut! Wenn die Republikaner entflohen sind, hat's mit der Republik ein Ende.‘“

Wir waren mit der Besichtigung aller Zimmer, die mich interessiren konnten, zu Ende. Ich erinnerte mich, daß Delescluze, wenn ich ihn bedauerte, wieder so und so viele Wochen und Monate im „Pavillon der freien Presse“ zugebracht zu haben, mir stets mit lächelnder Resignation erwidert hatte: „Es lebt sich dort schön. In Cayenne war's viel schlechter,“ und fragte nun meinen Begleiter nach der Behandlung der Preßverbrecher im Pavillon.

„So viel ich weiß, war die Behandlung immer dieselbe,“ erwiderte er, „seitdem das Haus erbaut!“

„Nun; und welche?“

„Jeder der Herren thut und treibt in diesem Hause, sowie in seinem Zimmer, was er will. Die Zimmer werden auch bei der Nacht nicht verschlossen. Auch ist jedem Gefangenen die Bewegung in den Höfen bis Abends sieben Uhr gestattet. Nur die gewölbte Eingangspforte, durch welche Sie eingetreten sind, darf er nicht überschreiten.“

„Und wie und was darf der Gefangene speisen?“

Der Brigadier sah mich ganz erstaunt an. „Nun,“ sagte er, „für sein Geld, was er will. Er kann sich Diners und Dejeuners zu jedem beliebigen Preise von jedem Pariser Restaurant serviren lassen. Er kann Bordeaux und Champagner trinken, Cassitte und Chablis. In Allem ist er unbeschränkt.“

„Muß er zu einer bestimmten Zeit sich niederlegen und das Licht auslöschten?“

Der Brigadier sah mich noch erstaunter an, als da ich nach der Küche gefragt.

„Mein Gott,“ sagte er, „falls es ihm Vergnügen macht, kann er die ganze Nacht studiren und lesen.“

„Und wie ist's mit den Briefen, die er absendet oder die er erhält? Werden dieselben gelesen?“

„Von dem Gefangenen, falls er sie lesen will, sonst von Niemandem.“

„Und wie ist's mit dem Besuch? Kann der Gefangene jeden Besuch empfangen, den er will?“

„Jeden.“

„Auch Damen?“

Der Brigadier lächelte. „Nun, natürlich, soviel er will.“

„In seinem eigenen Zimmer oder in einem besondern Zimmer?“

„In seinem eigenen Zimmer. Natürlich! Er kann auch Diners und Soupers geben und sich soviel Gäste einladen, wie ihm gefällig ist. Es sind hier vielmal vergnügte Diners und Soupers gegeben worden.“

„Sagen Sie einmal, Brigadier, könnte der Gefangene auch einen Ball geben?“

„Es ist noch nicht vorgekommen, mein Herr; aber ich zweifle gar nicht daran. Aber bei allen Gesellschaften, Soupers, Besuchen ist eine Bedingung.“

„Nun, welche? Werden die Besuche kontrolirt?“

„Gott bewahre! Die einzige Bedingung ist die, daß um sieben Uhr Abends alle Besuche das Haus verlassen müssen. Also,“ fügte er lächelnd hinzu, „müßten auch die Bälle um sieben Uhr zu Ende sein.“

„War es auch so während des Kaiserreichs?“

„Niemals anders.“

Jetzt begriff ich, wenn Delescluze sagte: „Es ist auszuhalten im ‚Pavillon der freien Presse‘. In Cayenne war's viel schlechter.“ Seine alte Mutter, welche ihren Sohn, der ihr schon so viele Schmerzen verursacht hatte, zärtlich liebte, war aber nicht der Ansicht, daß der Aufenthalt im ‚Pavillon der freien Presse‘ nicht viel zu bedeuten habe. War er doch gleichbedeutend mit einer Trennung von dem geliebten Sohne, den sie eine so lange Reihe von Jahren während seiner Verbannung in England und während seiner schrecklichen Gefangenschaft in Cayenne entbehrt hatte. Jeder

neue Prozeß, den er als verantwortlicher Redakteur des „Reveil“ zu besichtigen hatte, setzte sie in neuen Schrecken, obwohl wir ihr unaufhörlich wiederholten, daß die Verurtheilung schlimmstenfalls nur eine kürzere oder längere Gefängnißhaft aussprechen könne, und daß die Gefängnißhaft im „Pavillon der freien Presse“ ja zu ertragen sei, sie selbst ihren Sohn ja dort alle Tage, so oft und so lange sie wolle, sehen könne. Die alte Frau war allen diesen Tröstungen fast unzugänglich, besonders an den Tagen,

wo die Prozeßverhandlung gegen ihren tapfern und berühmten Sohn stattfand. Sie erhielt dann alle Stunden aus dem Palais de Justice durch die Freunde ihres Sohnes Nachricht, wie die Sache stehe, bis dann endlich der Trauerbote erschien, der eine neue Verurtheilung meldete.

Als ich jetzt den „Pavillon der freien Presse“ im Gefängniß St. Pelagie besichtigte, standen seine sämtlichen Räume leer. Kein „Preßverbrecher“ war in denselben anwesend.

Wilhelm Wolff.

Von Friedrich Engels.

VII.

Das Sündenregister des schlesischen Adels ist noch immer nicht erschöpft. In der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom 5. April erzählt Wolff, wie die Einführung der Gewerbefreiheit in Preußen den Raubrittern eine neue Gelegenheit zur Prellerei des Landvolks geboten.

„Solange der Zunftzwang dauerte, zahlte der ländliche Handwerker und Gewerbetreibende für sein Handwerk oder Geschäft eine jährliche, der Regel nach ziemlich hohe, Abgabe an den gnädigen Gutsherrn. Dafür genoß er den Vortheil, daß ihn der Gutsherr gegen die Konkurrenz Anderer durch Verfassung der Betriebsurlaubniß schützte, und daß der Gutsherr außerdem bei ihm arbeiten lassen mußte. So verhielt es sich namentlich bei den Müllern, Bräuern, Fleischern, Schmieden, Bäckern, Kretscham- oder Wirthshaus-Besitzern, Krämern etc.“

Als die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, hörte der den privilegierten Handwerkern gewährte Schutz auf, und überall erstand ihnen Konkurrenz. Trotzdem erhoben die Gutsherren die bisher gezahlte Abgabe weiter, unter dem Vorwande, sie hafte nicht am Handwerk, sondern am Grund und Boden, und die Gerichte, ebenfalls vorwiegend im Interesse des Adels, erkannten diesen widersinnigen Anspruch in der großen Mehrzahl der Fälle an. Damit nicht genug. Mit der Zeit legten die gnädigen Herren selbst Wasser- und Windmühlen und später Dampfmaschinen an, machten also selbst dem früher privilegierten Müller eine überlegene Konkurrenz, ließen sich aber trotzdem von diesem die alte, für das frühere Monopol gezahlte Abgabe ruhig weiter zahlen, unter dem Vorwande, es sei entweder Grundzins oder Entschädigung für gewisse unbedeutende, vom Gutsherrn zu leistende Reparaturen am Wasserlauf und mehr. So zitiert Wolff eine Wassermühle mit zwei Gängen, ohne allen Acker, die 40 Thaler jährlich an den Gutsherrn zu zahlen hatte, trotzdem daß dieser eine Konkurrenzmühle errichtet, sodas ein Müller nach dem andern auf der ersten Mühle Bankrott machte. Um so besser für den Gutsherrn: die Mühle mußte dann verkauft werden, und von der Kaufsumme bei jedem Besitzwechsel erhob der gnädige Herr vorab 10 Prozent Landemien für sich selbst! — Ebenso mußte eine Windmühle, zu der nur der Boden gehörte, worauf sie stand, dem Gutsherrn 53 Thaler jährlich entrichten. Genau so ging es den Schmieden, die den alten Monopolzins fortzahlen oder ablösen mußten, trotzdem daß nicht nur das Monopol abgeschafft war, sondern derselbe Gutsherr, der den Zins einstrich, ihnen durch seine eigene Schmiede Konkurrenz machte — ebenso den übrigen Handwerkern und Gewerbetreibenden: der Zins wurde entweder per „Rezeß“ abgelöst oder weiter gezahlt, obwohl die Gegenleistung, der Schutz gegen fremde Konkurrenz, längst weggefallen war.

Bis jetzt sind bloß die verschiedenen Formen der Ausbeutung betrachtet worden, deren der Feudaladel sich bediente gegenüber den besitzenden Landeuten, Bauern mit zwei und mehr Hufen bis herab zum Freigärtner, Frei- und Auenhäusler, und wie die bis herab alle heißen mögen, die wenigstens ein Hüttchen und meist auch ein Gärtchen besitzen. Blicke die zahlreiche Klasse, die weber bei dem gnädigen Herrn in Dienst steht, noch ein Häuschen oder

einen Quadratfuß Landes besitzt. „Es ist dies die Klasse der Inlieger, der Zuhauseinwohner, der Inwohner kurzweg, Leute, die bei Bauern, Gärtnern, Häuslern eine Stube, meist ein Hundeloch, für 4—8 Thaler jährlich gemiethet haben. Entweder sind's Auszügler, d. h. Personen, welche die Wirthschaft an Verwandte übergeben oder an Fremde verkauft und sich in das darin befindliche Stübchen mit oder ohne „Ausgedinge“ zur Ruhe gesetzt haben, oder — und diese bilden die Mehrzahl — es sind arme Tagelöhner, Dorfhandwerker, Weber, Grubenarbeiter etc.“

Wie diesen beikommen? Die Patrimonialgerichtsbarkeit, jener schöne, jetzt erst durch die Kreisordnung zu beseitigende Zustand, bei dem der Gutsherr die Gerichtsbarkeit über seine Ex-Untertanen besitzt, mußte den Vorwand dazu hergeben. Sie brachte es mit sich, daß, wenn der gnädige Herr einen seiner Gerichtsangehörigen ins Gefängniß abliefern, er auch die Kosten der Unterhaltung wie der Untersuchung tragen mußte. Dafür erhielt derselbe gnädige Herr auch alle Sporteln, die bei der Patrimonialgerichtsbarkeit abfielen. War der Verhaftete ein Bauer, so trieb der gnädige Herr die Kosten von ihm wieder ein und ließ im äußersten Falle Haus und Hof verkaufen. Damit er aber auch für die Kosten gedeckt sei, die ihm etwaige verhaftete Inlieger verursachen, erhob der Gutsherr von den sämtlichen seiner Gerichtsbarkeit unterstehenden Leuten dieser Klasse ein jährliches Schutzgeld, mit seinem vornehmen Namen Jurisdiktionsgeld getauft.

„Einige der gnädigen Herren“ sagt Wolff („Neue Rheinische Zeitung“ vom 12. April), „begnügten sich mit Einem Thaler jährlich, Andere erhoben 1½ Thaler und noch Andere trieben die Unverschämtheit so weit, 2 Thaler jährlich diesem Theil des ländlichen Proletariats abzuverlangen. Mit diesem Blutgeld spielte und h — es sich dann um so besser in der Hauptstadt und in den Bädern.“

„Wo durchaus kein baares Geld herauszupressen war, da verwandelte der gnädige Herr oder sein Amtmann das Schutzgeld in 6, 10 bis 12 unentgeltliche Hofetage (die der Inlieger dem gnädigen Herrn unentgeltlich abarbeiten mußte). Baar Geld lacht! Wenn daher der Inlieger nicht zahlen konnte, so wurde ihm gewöhnlich der Exekutor auf den Hals geschickt, der ihm die letzten Lumpen, das letzte Stück Bett, Tisch und Stuhl wegnehmen mußte. Einige wenige unter den gnädigen Herren enthielten sich der Barbarei und forderten kein Schutzgeld, aber nicht weil es ein angemessenes Recht war, sondern weil sie in patriarchalischer Milde keinen Gebrauch von diesem angeblichen Recht machen wollten.“

„So ist denn, bis auf wenige Ausnahmen, der Inlieger zu Gunsten des gutsherrlichen Ventels jahraus jahrein schändlich geplündert worden. Der arme Weber z. B., den der Fabrikant auf der einen Seite aussaugte, mußte auf der anderen bei einem Verdienst von 3—4 Silbergroschen täglich, bei 1½ Thaler Klassensteuer an den Staat, bei Abgaben an Schule, Kirche und Gemeinde, auch noch dem gnädigen Herrn 1 bis 2 Thaler Schutzgeld, das recht eigentlich Blutgeld zu nennen ist, entrichten. So der Bergmann, so alle übrigen Inlieger.“

„Welchen Vortheil hat er, der Inlieger, davon? Daß, wenn

er durch Noth, Elend und Nothheit zum Stehlen oder anderen Verbrechen getrieben und zur Strafe gezogen wird, er mit dem frohen Bewußtsein im Zucht- oder Korrektionshaus sitzen kann, daß er und die Klasse der Inlieger, der er angehört, die Gefängnißkosten dem gutsherrlichen Beutel schon hundertfach vorausbezahlt hat. . . Der Inlieger, der das Schutzgeld — nehmen wir es durchschnittlich zu $1\frac{1}{3}$ Thaler jährlich — 30 Jahre lang gezahlt und nicht ins Zuchtthaus kommt, hat dem gutsherrlichen Beutel, von Zins und Zinseszinsen abgesehen, 40 Thaler baar hinwerfen müssen. Dafür verzinst der Herr ein bei der Landschaft (dem Kreditverein der Rittergutsbesitzer) aufgenommenes Kapital von mehr als 1000 Thalern.

„Welch ergiebige Quelle die Herren Raubritter im Schutzgelde fanden, ergibt sich aus der Thatsache, daß in den meisten Dörfern eben so viel, oft noch mehr, Inlieger als Wirthe sind.

Wir erinnern uns eines der kleinsten Raubritter, der 3 Dominien besaß und von den in seinen 3 Dörfern befindlichen Inliegern jährlich 240 Thaler Schutzgeld erpreßte, womit er ein landschaftliches (auf sein Gut aufgenommene) Kapital von 6000 Thalern verzinst. . .

„Naive Leute werden nach alle Dem vielleicht glauben, daß die Herren Ritter nun auch wirklich etwa entstehende Kriminalkosten aus ihren pränumerando (durch Vorausbezahlung) gefüllten Beuteln bezahlen? Solch naiver Glaube wird an der ritterlichen Spekulation völlig zu Schanden. Es sind uns aus den zwanziger wie aus späteren Jahren her eine Menge Fälle bekannt, wo die ritterliche Unverschämtheit nicht bloß von den Inliegern das Schutzgeld erhob, sondern bei entstehenden Untersuchungs- und Gefängnißkosten die geliebten Dorfunterthanen zur Tragung theils von $\frac{1}{3}$, theils von $\frac{1}{2}$, ja in mehreren Dörfern von $\frac{2}{3}$ der Kosten zu zwingen wußte.“

Robert Owen.

(Fortsetzung.)

Da die vorhandenen Wohnungen den Anforderungen eines „zivilisirten Lebens“ nicht entsprachen, so ließ Owen nach seinen Angaben Cottages (Kotzen, kleine Wohnhäuser) erbauen, welche mit geräumigen, luftigen Wohn- und Schlafzimmern, mit praktisch angelegten Küchen u. s. w. versehen waren, außerdem mit einem Gärtchen, um Gemüse, Obst und Blumen zu ziehen. Für die Kinder waren überdies gemeinsame Spielplätze hergestellt. Die neuen Wohnhäuser mit den dazu gehörigen Gärtchen und Spielplätzen wurden zu einem sehr niedrigen, bloß die Zinsen des Anlagkapitals und die Unterhaltungskosten deckenden Miethe abgelassen, und, wie sich von selbst versteht, von den Arbeitern den bisherigen „Hundelöchern“ vorgezogen.

Schwieriger, oder besser ausgedrückt: ein langwierigeres Unternehmen, war die geistige Hebung der Arbeiter. Hier mußte zu gleicher Zeit „an zwei Enden angefangen“ werden. Mit bloßer Erziehung der Jugend war es nicht gethan, auch die herangewachsene Generation durfte nicht in ihrer intellektuellen Verwahrlosung bleiben. Für die Jugend wurde eine große Schule errichtet, die binnen Kurzem, unter Owen's persönlicher Leitung, zu einer Musterschule wurde. Tüchtige Lehrer und Lehrerinnen wurden herbeigeschafft, welche unter strikter Ausschließung von körperlichen Züchtigungen selbst der leichtesten Art die Kinder im Lesen, Schreiben, in Mathematik, Geschichte, Geographie u. s. w. zu unterrichten, und vor Allem die freie Entfaltung der geistigen Fähigkeiten, die Heranbildung zu selbstständigem Denken, und die Entwicklung der Individualität und des Charakters in's Auge zu fassen hatten. Mechanischer Gedächtnißtram war verpönt und aus den „Religionsstunden“ Alles verbannt, was der Vernunft und Moral zuwider lief und dem Sektenvorurtheil irgend welchen Vorschub leisten konnte. Owen war sich zwar schon vollkommen bewußt, daß die Religion als solche mit der Vernunft und Moral im Widerspruch steht — das Wort Moral in dem einzigen vernünftigen Sinn der Sittlichkeit, das heißt: des vernünftigen menschlichen Handelns, genommen; allein er wagte es noch nicht, mit den religiösen Vorurtheilen ganz zu brechen. Wie dem nun sei, Thatsache ist, daß die Owen'sche Schule vielleicht das Vorzüglichste ist, welches je auf pädagogischem Gebiet geleistet worden, und uns heute, nach fast drei Vierteljahrhunderten als unerreichtes und, Dank den Siegen des „Intelligenzstaats“, augenblicklich unerreichbares Ideal vorschwebt.

Für die Erwachsenen wurden Unterrichtsklassen, Lesezimmer und eine Bibliothek eingerichtet, und trotz der Abwesenheit jeglichen äußeren Zwanges war die Betheiligung der Arbeiter eine allgemeine, so daß in einer vergleichungsweise kurzen Zeit New Lanark mit Ausnahme der frisch Eingewanderten und der Greise keinen erwachsenen Bewohner hatte, der nicht lesen und schreiben konnte, und nicht eine gewisse, weit über das

in England herrschende Durchschnittsmaß hinausreichende Bildung besaß.

In der Fabrik wurde die Arbeit in ebenso humaner wie praktischer Weise organisiert. Strafen waren prinzipiell ausgeschlossen. Es wurden gute Löhne gezahlt und Owen setzte den Leuten aneinander, daß je besser sie arbeiteten, desto höhere Löhne gezahlt, desto besser für das Wohl der Arbeiter gesorgt werden könnte. Er verhehlte den Leuten nicht, daß auch die Eigentümer der Fabrik sich besser dabei stehen würden, allein unter Hinweis auf das, was er zur Hebung der Lage der Arbeiter gethan und fortwährend that, konnte er auch mit gutem Gewissen erklären, daß die Fabrik selbst ihm nur Mittel zum Zweck, und daß sein Zweck die Lösung des Problems sei: durch die Arbeit, welche bisher der Fluch des Arbeiters gewesen, dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, dem arbeitenden Volk zu einer normalen körperlichen und geistigen Entwicklung zu verhelfen. Der einzige Zwang, welcher geübt wurde, war ein moralischer: der Zwang der öffentlichen Meinung. Die Gesammtheit der Arbeiter bildete so zu sagen ein Geschworenengericht, welches darüber entschied, ob der Einzelne seine Schuldigkeit gethan oder nicht. Um diesem Gericht die nöthigen Grundlagen für die Fällung seines Urtheils zu geben, versiel Owen auf das originelle Auskunftsmittel des „Silent Monitor“, des stummen Mahners. Er ließ für jeden Arbeiter vier verschiedene Tafeln anfertigen: eine weiße, gelbe, blaue und schwarze. Die erste bedeutete: gut; die zweite: ziemlich gut; die dritte: mittelmäßig; die vierte: ungenügend. Je nach der Wochenleistung des Arbeiters wurde nun eine dieser vier Tafeln neben ihm aufgehängt, so daß jeder über den anderen urtheilen konnte. Dieser Silent Monitor, dessen Pünktlichkeit und Gerechtigkeit Owen selbst auf das Wachsamste kontrollirte, hatte außerdem den Vortheil, daß den Arbeitern, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, ein mündlicher Verweis seitens der Aufseher erspart wurde. Denn obgleich Owen bei Auswahl der Aufseher mit äußerster Sorgfalt zu Werke gegangen war, so kannte er doch die menschliche Natur zu gut, um nicht zu wissen, daß die Befugniß, Erwachsenen einen Verweis zu erteilen, etwas Entwürdigendes hat und zum Mißbrauch förmlich herausfordert. Man kann allerdings einwenden, daß der Silent Monitor eine patriarchalische, schulmeisterliche Einrichtung war, aber man muß bedenken, in welcher despotischen Abhängigkeit, in welcher entsetzlichen Verwahrlosung Owen die Arbeiter gefunden. Er wollte schulmeisterlich verfahren, er wollte die Arbeiter erziehen, und das ist eben sein unsterbliches Verdienst. Und was den Patriarchalismus anbelangt, der allerdings der reformatorischen Wirksamkeit Owen's vielfach anklebt, so sind die Umstände und die Menschen in Betracht zu ziehen. In einer Werkstätte der Gegenwart würden freilich die Arbeiter an einem Silent

Monitor kaum Gefallen finden, aber andere Zeiten, andere Sitten; und schließlich bei Licht besehen, ist ein schweigender Mahner immer noch erträglicher als ein sprechender, leisender und mitunter sogar den „Laskerknüppel“ schwingender Mahner, wie sie in unseren heutigen Werkstätten und Fabriken nicht selten sein sollen.

In New Lanark errichtete Owen 1809 die erste Kleinkinderbewahranstalt und Kleinkinderschule (Infant School), und sind alle späteren Anstalten dieser Art dem Owen'schen Muster nachgebildet.

Die Erziehungs-Grundsätze Owen's erhellen aus einer Rede, welche er 1812 in Glasgow zu Ehren seines Freundes Lancaster, des berühmten englischen Schulreformators, hielt. Er sagte darin:

„Was ist die Ursache der körperlichen und geistigen Verschiedenheiten, welche wir allgemein unter den Menschen bemerken? Sind sie uns angeboren, oder entspringen sie dem Boden, auf welchem wir zur Welt kommen? Offenbar weder das Eine noch das Andere. Diese Verschiedenheiten sind einzig und allein die Wirkungen der verschiedenen Umstände und Erziehung. Der Mensch wird ein roher, grausamer Wilder, ein Cannibale, — oder ein civilisirtes, gutartiges Wesen, je nach den Umständen, in welche er von seiner Geburt an kommt. Hieraus folgt, daß es der Cardinalpunkt für uns ist, zu erwägen, ob wir diese Umstände beeinflussen, ob wir sie beherrschen können; und wenn, in welcher Ausdehnung.

„Setzen wir den Fall: um einen Versuch zu machen, brächten wir eine Anzahl neugeborner Kinder aus unserem Heimatland in entlegene Länder, überlieferten sie dort den Eingebornen und ließen sie unter ihnen. Können wir hinsichtlich des Resultats im Zweifel sein? Nein! Die Kinder würden sämtlich, ausnahmslos jenen Eingeborenen gleich werden, was auch immer deren Charakter sei.

„Und würde in der nämlichen Weise irgend eine beliebige Zahl von neugeborenen Kindern zwischen der „Gesellschaft der Freunde“^{*)}, zu welcher unser würdiger Gast, Joseph Lancaster, gehört, einerseits, und zwischen der verwahrlosten Gesellschaft, welche St. Giles^{**)} bewohnt, andererseits ausgetauscht, so würden die Kinder der Ersteren heranwachsend den Mitgliedern der Letzteren gleich werden, vorbereitet für jedes Verbrechen, wohingegen die Kinder der Letzteren zu ebenso mäßigen, guten, sittlichen Menschen heranwachsen würden, wie die Ersteren es sind. — —“

Wir haben hier, kurz zusammengefaßt, die Grundzüge des

*) So nennt sich die Sekte der Quäker.

***) Das ärmste Londoner Stadtviertel.

sozialen Systems Robert Owen's, welches er seit dem Jahre 1812, wo er seine öffentliche Agitation begann, in einer Reihe von Broschüren und Vorträgen dem Volk, und in zahlreichen Denkschriften den Staatsmännern und Cabinetten Europas darlegte: Der Mensch ist das Produkt der Umstände; Elend und Verbrechen sind die Folgen der unnatürlichen Gesellschaftsverhältnisse. Mit der Einführung natürlicher, der Menschennatur entsprechender Gesellschaftsverhältnisse verschwindet Elend und Verbrechen. Es ist also auf die Einführung solcher Verhältnisse hinzuwirken; und dies liegt im Interesse aller Menschen, weil alle ohne Ausnahme unter den herrschenden unnatürlichen Verhältnissen leiden. Ein jeder Mensch hat gleichen Anspruch auf Wohlergehen, soweit es die Fortschritte der Civilisation und der Produktion ermöglichen, und auf die höchstmögliche Entwicklung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Darum ist es eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, daß alle Kinder eine möglichst vollkommene Erziehung erhalten; daß die heutige Klassenabtheilung und Klassenherrschaft einer Organisation Platz machen, welche jedes Glied der Gesellschaft in gleichem Maße für die Gesellschaft arbeiten läßt und es in den Stand setzt, menschenwürdig zu leben. Zu diesem Zweck muß Grund und Boden gemeinschaftliches Eigenthum der Gesellschaft sein, und muß an Stelle der Lohnarbeit und kapitalistischen Ausbeutung die genossenschaftliche Produktion treten. Die Gesellschaft zerfällt in eine Anzahl von sogenannten „Heimkolonien“ (home colonies), bestehend aus Assoziationen von 500—2500 Mitgliedern, die, unter Aufhebung des vererblichen Gegensatzes von Stadt und Land, Ackerbau und Industrie nach genossenschaftlichen Prinzipien betreiben, sich selbst regieren und durch Delegation eine Centralregierung bilden, welche die Produktion und Consumtion der verbündeten Heimkolonien zu reguliren und den Verkehr mit dem nach gleichen Grundsätzen zu organisirenden Ausland zu vermitteln hat. —

Wir können hier nicht in Einzelheiten eingehen. Bemerket sei nur, daß Owen die bestehenden Zustände mit einer Schärfe kritisiert, die nie übertroffen worden ist, und daß er, auf seine Erfahrungen in New Lanark fußend, in seinen Reformvorschlägen niemals den Boden der thatächlichen Verhältnisse verläßt. Was er vorschlägt, ist ausführbar und wird im Wesentlichen unzweifelhaft einst ausgeführt werden; nur in Bezug auf das Wie der Ausführung irrt er. In sonderbarem Widerspruch mit seiner eigenen Lehre, daß der Mensch das Produkt der Umstände, huldigte Owen dem kindlichen Glauben, die Fürsten und Großen dieser „unmoralischen Welt“ würden sich an die Spitze der Bewegung stellen und der gesellschaftlichen Reform zum friedlichen Siege verhelfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Proletarierkind.

Novelle von M. Kantsky.

(Fortsetzung.)

Denk wandte sich, Mietz folgte ihm langsam, aber sie hielt mit Gruß und Dank noch zurück. Jetzt, nahe der Thür war ihr's, als ob ein süßer Duft sie überströmte; sie bemerkte auf dem Nachtkästchen die weiße Hülle über dem Glase und zog sie weg.

„Blumen!“ rief sie aus, und das volle Entzücken ihres Herzens, das sie bisher nicht auszusprechen wagte, lag in diesem Ausruf. „Blumen! Ich habe lange keine gesehen!“ Sie nahm sie aus dem Glase und drückte sie gegen ihr Gesicht. „Ach, das ist so — so unaussprechlich! Die Mutter hatte mir oft welche gebracht, sie wußte, daß ich sie liebe; seitdem sie todt ist, habe ich keine mehr bekommen. Warum bringen Sie mir solche? Warum sind Sie so gut gegen mich? Das ist nicht recht.“

„Warum denn, Mietz?“

„Weil ich schon vergessen hatte, wie es ist, wenn mich Jemand lieb hat und für mich sorgt, weil ich nichts mehr darnach fragte,

weil ich lustig sein konnte und guter Dinge, selbst wenn sie über mich erboht waren. Sie waren ja Alle gleichgiltig, selbst der Vater; ich zahlte ihm meine Schuld durch Gehorsam ab; er verlangte nichts anderes von mir und ich war's zufrieden. Jetzt kommt mir die alte Kinderzeit wieder in den Sinn, die Fürsorge, die Zärtlichkeit der Mutter kommt mir wieder in's Gedächtniß, ich habe, wie damals, als ich an ihren Rockfalten hing, das Gefühl des Geborgenseins, aber auch die Sehnsucht, wieder wie ein Kind gehätschelt zu werden — und doch ist die Mutter todt und Sie reisen übermorgen wieder weit über's Meer nach London zurück.“

Denk ergriff ihre beiden Hände und sah fest in diese dunklen Mädchenaugen, die ein tiefes, fast übermächtiges Gefühl verriethen.

„Und wenn ich nun nicht mehr zurückginge, wenn ich hier bliebe, Mietz?“

„Ach!“ Dieser kurze Ausruf barg das höchste Entzücken, —

aber jetzt stieg es zum erstenmal heiß und flammend in diese jugendlichen Wangen und ihre Augen senkten sich vor den seinen. —

Er sah und empfand diese Veränderung, die das Kind zur Jungfrau macht; auch sein Herz klopfte, aber zugleich überkam es ihn wie ein Vorwurf, und wie besänftigend und ernüchternd fügte er hinzu:

„Ich will mit Ihnen lernen und Sie beschützen, Mieß, bis Sie ein großes, verständiges Mädchen geworden sind, und dies selbst thun können. Leben Sie wohl, wir sehen uns wieder!“ Und er drückte ihre kleinen Hände, die noch immer in den seinen lagen, mit jener sanften, herzlichen Wärme, wie ein Vater seinem Kinde thun würde. „Adieu, Adieu, Mieß!“

Er ging. Mieß war wieder allein. Die Rosen und Veilchen dufteten; sie vergrub ihr glühendes Gesicht darin, und bald waren sie feucht, wie vom Morgenthau. Es waren die ersten Thränen eines glücklichen Mädchenherzens.

* * *

Als Dent kurz vor 10 Uhr dem Kongresslokale sich näherte, wurde er schon auf der Straße von seinen früheren Kameraden, die Hilpert eiligst zusammengetrommelt hatte, begrüßt. Man freute sich allgemein, ihn wiederzusehen, und fühlte sich sehr befreit, daß er, dessen Verstand und Energie seine Kameraden so hochschätzten, von den Veranstaltern des Kongresses eigens von London hierher berufen worden. Es war dies jedenfalls eine Auszeichnung und ein Beweis hohen Zutrauens.

Da man hoffte, daß die Vorversammlung heute bald zu Ende sein werde, so luden sie Dent ein, nach derselben in den „Goldnen Löwen“, gegenüber dem Kongresslokal, zu kommen, wo sie ihn erwarten wollten.

Sie wünschten, sich mit ihm über mancherlei auszusprechen und auch seine Meinung darüber zu vernehmen. Dent sagte zu und empfahl sich darauf. Es war 10 Uhr, als er den Sitzungssaal betrat.

Die Vorversammlung wurde mit einer kurzen Ansprache eröffnet.

Hierauf las der Vorsitzende die Vor- und Zunamen der Delegirten laut ab.

Es trat einer nach dem andern vor und gab sein Mandat ab; als der Name „Franz Dent“ gerufen wurde und der Träger desselben sich erhob, schnellte gleichzeitig ein kleines Männchen, das ganz im Hintergrunde postirt war, in die Höhe. Es fixirte mit großer Aufmerksamkeit den Gerufenen, und als dieser sein Mandat niedergelegt und sich wieder zurückgezogen hatte, verließ es in Eile den Saal. Dieses Individuum stand im Dienste der Polizei.

Nun schritt man zur Wahl einer Kommission von zwölf Personen, welche die Mandate zu prüfen habe, und hierauf zu einer von fünf Personen, welche den Auftrag empfing, eine bestimmte formulirte Geschäftsordnung bis übermorgen auszuarbeiten.

Es erfolgten noch einige Diskussionen, und um 11 Uhr ward die Versammlung geschlossen. Die Fremden gingen auseinander. Im großen Saale des „Goldnen Löwen“ erwarteten nun die Einheimischen ungeduldig ihren jungen Genossen. Als Dent erschien, ward er mit lautem Jubel empfangen.

Schon seine Persönlichkeit schien diese lebhafteste Sympathie zu rechtfertigen. Seine hohe Gestalt schritt sicher und kühn einher, der schöne, ausdrucksvolle Kopf war etwas zurückgeworfen, was ihm eine fast stolze Haltung verlieh, aber seine Augen blickten gut und mild: sie sprachen von unbegrenzter Hingebung an die Geschicke seiner Genossen, seiner Brüder. Alle Hände streckten sich ihm entgegen; er drückte die der Zunächststehenden, und als bald begann ein Austausch der Gedanken.

„Er soll lauter reden, wir wollen ihn auch hören!“ meinten einige.

„Er soll eine Rede halten!“ rief Hilpert. „Ihr wißt, er kann's.“

„Ja, ja, eine Rede!“ erscholl es im Chor.

„Recht gern,“ erwiderte Dent lächelnd, „aber was soll ich

euch denn erzählen? Von meinem Leben in London, von den dortigen Arbeiterverhältnissen?“

„Nein, Ihr sollt mit uns über den Antrag sprechen, den Ihr einbringen wollt.“

„Am besten, er sagt uns ein Wort über unser Verhalten selbst.“

„Ja, er kann uns Alles klarer machen.“

„Bieles wird unausführbar sein, er kann uns gleich jetzt sagen, was wir zu erwarten haben, und wie Verbesserungen durchgeführt werden können.“

So hörte man es im wilden Durcheinander. Da half nichts. Dent bestieg die kleine Bühne, und an hundert Arbeiter drängten sich um ihn.

„Genossen!“ begann Dent mit seiner weichen, volltönenden Stimme. „Ich danke euch für euer Vertrauen, das mich hierher berufen, aber ich bitte euch, erwartet nicht zu viel von mir, erwartet nicht zu viel von dem Kongresse überhaupt. Eine der großen Fragen unserer Zeit ist die Arbeiterfrage, die Frage, wie die Masse des Volkes genährt, gekleidet und unterrichtet wird, richtiger: werden soll; die Frage, ob der Lohn auch im richtigen Verhältnisse zur Arbeit steht. Da müssen Verbesserungen in's Werk gesetzt werden, bedeutende Verbesserungen. Diese dringende Nothwendigkeit wird von Allen erkannt. Wir sind zusammenberufen worden, um die Mittel hierzu zu berathen; aber ich sage es euch nochmals: gebt euch keinen Illusionen hin! Schritt für Schritt nur können wir vorwärts kommen, denn wir sind eingepreßt von Feinden. Zoll für Zoll müssen wir uns durchkämpfen durch Vorurtheile, durch Uebelwollen und Dummheit, durch die verrotteten Zustände vergangener Jahrhunderte, welche die Gewohnheit sanktionirt hat und die Indifferenz fortbestehen läßt. Warum hängen die Massen immer noch am Alten? Warum sind sie noch immer geneigt, ihr Elend für eine höhere Fügung, für eine Prüfung, für einen göttlichen Beschluß zu nehmen, anstatt die Gesellschaft dafür verantwortlich zu machen und zum Theil ihren eigenen Unverstand? Warum? Weil ihnen eben die Erkenntniß fehlt. Sie haben keine Ahnung von den Entdeckungen der Wissenschaft, die alle für uns sprechen; sie beten nach, was ihnen vorgebetet wird, ohne zu untersuchen, ob es richtig ist. Bevor diese Schranke nicht niedrigerissen, die Unbildung und Indifferenz der Massen nicht beseitigt, ist an ein gedeihliches Fortschreiten nicht zu denken. Allerdings sagt man, daß wir Schulen haben, in denen das Volk gebildet wird, aber täuscht euch nicht, die Schule kann die erhabene Aufgabe der Volksaufklärung nur in sehr bescheidenem, ganz ungenügendem Maße erfüllen. Nicht nur, daß man viel zu wenig Aufmerksamkeit und noch weniger Mittel auf dieselbe verwendet, so ist sie ein Werkzeug der jeweilig herrschenden Partei, und darf nur lehren, was dieser genehm ist — die ungeschminkte Wahrheit erfährt man in der Schule nicht. Mehr noch aber als Kenntniße braucht man selbstständiges Denken; das ist in der Schule unmöglich zu erlangen, schon deshalb nicht, weil man die Schule verläßt, ehe man noch ordentlich zu denken begonnen. Die Schule also ist ungenügend für die Bildung des Volks. Eure Pflicht, die Pflicht der intelligenten Arbeiter ist es, die Schule zu ergänzen, zu ersetzen; unermüdblich müßt ihr eure Freunde, eure Kollegen unterrichten und bilden, müßt sie aufklären über die Probleme unserer Zeit und sie von den Vorurtheilen, die ihnen innewohnen, befreien. Lehrt sie die Humanität der Allgemeinheit! — Wir müssen ohne Unterschied der Konfession und Nationalität zusammenstehen, wollen wir die Lage des arbeitenden Volkes verbessern, das bei allen Nationen, unter allen Religionen gleich gedrückt ist. Ueberlassen wir deshalb die kleinlichen nationalen und religiösen Streitigkeiten den anderen Klassen, sie werden der Hemmschuh sein, der dieselben hindern wird, mit uns die Bahn des Fortschritts zu wandeln. So, im kräftigen Zusammenwirken aller unserer Fähigkeiten zum Guten, werden wir, ohne daß wir aus unserem Stande herausträten, die Stufe eines höheren Daseins, eines menschenwürdigeren Daseins betreten, das auch uns nicht länger verschlossen bleiben darf.“

(Fortsetzung folgt.)

Pfingsten im Harz.

Wandererinnerungen von Robert Schweißel.

II.

(Fortsetzung.)

Pauken und Trompeten wirbelten und schmetterten von der Gallerie des Saales herab, die Flügelthüren öffneten sich und — o Himmel! Ralph ließ vor süßem Schreck die Gabel fallen. Er hatte sich nie träumen lassen, daß es auf Erden ein so holdes Wesen geben könnte, als ihm jetzt, von ihren Jungfrauen gefolgt, in Ilse, der Königstochter, entgegenschwebte. Schlank und majestätisch war ihr Wuchs gleich den Tannen auf Bergeshöhen; blau wie der Himmel, warm wie die Sonne des Juli leuchtete ihr Augenpaar. Um ihre rosigen Lippen lächelte es wie ein süßes Geheimniß, das nur der Kuß des Geliebten zu enträthseln vermag; würzig und duftig, gleich dem Schatten des Waldes, waltete das dunkle Haar, welches um die Stirn von einem Diamantreifen zusammengehalten wurde, fast bis zu den kleinen Füßen hinab. Geleidet war sie in ein weißes, silberdurchwirktes Gewand, das gleich den Wellen des Stromes im Sonnenlicht glitzerte. Sie kredenzte dem Gaste in einem goldenen Pokale den Willkommtrunk, und er leerte den mächtigen Humpen auf einen Zug, denn Ralph war in allen ritterlichen Tugenden wohl geübt. Berauscher als der Trank wirkte auf ihn das Feuer von Ilsens Augen.

Die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, Flöten und Geigen seufzten, lockten und girrten. Ralph's Arm umschlang die königliche Jungfrau und dahin schwebten beide auf den Wogen des Tanzes. Die Trude war vergessen, vergessen die Ritter und Frauen, die im Tanze sich drehten.

Im Saale tönte die Musik, aber süßer als das Girren der Flöten klang das Säuseln der vom Monde übergossenen Wälder zu den Füßen des jungen Paares. Allein standen sie auf dem Altane, der über der Tiefe schwebte — allein und glücklich, Blick in Blick versenkt. Nicht das Schmachten der Flöten, nicht das Flüstern des Nachtwindes tönte so schmeichelnd süß, als das: „ich liebe Dich!“ dieses leise girrende Zauberwort, das Ralph und Ilse in auflösender Wonne einander von den Lippen tranken.

Tag um Tag saß der Ritter zu Ilsens Füßen, lauschend auf jedes Wort ihrer Liebe und trunken von ihrem Lächeln, ihren Blicken. Unterdessen irrte die arme Trude, weinend und klagend um den Treulosen, im Walde umher. Dieser Zammer ging ihrer Mutter zu Herzen, und sie versprach der Unglücklichen, daß sie Ralph wieder in ihren Armen halten sollte. Um Mitternacht ging sie hinaus aus der Hütte und stieg auf die öde Klippe, welche die Ottobank heißt, und die den Ilsenstein weit überragt. Dort redete sie mit den Geistern, die auf den Höhen wohnen, mit den Geistern, die auf dem Sturm hinter der Schneekönigin einherreiten und deren flüchtige, wirbelnde Nymphen in wild scherzendem Uebermuth zu haschen suchen. Und die Geister, welche das Unrecht vergelten, das man den Armen anthut, neigten sich gnädig der alten Hexe.

„Ehe das Schneeglöckchen wieder blüht, soll er in deinen Armen ruhen!“ tröstete heimkehrend die Alte.

„Ehe das Veilchen blüht, bist du mein Weib!“ flüsterte Ralph der hold erröthenden Ilse zu, die emsig an ihrem Hochzeitskleide stickte. „Wie weiß diese Hand ist,“ murmelte der verliebte Ritter, „weißer als der Schnee, der draußen auf den Bergen bis zu den Wolken aufragt!“ Er bückte sich auf die fleißig stichelnde Hand. „Au! au!“ schrie Ilse. Der Kuß hatte ihr die Nadel in den Finger gedrückt und ein purpurrothes Tröpfchen perlte an der Spitze des weißen schlanken Fingers. Ralph aber presste hastig seine Lippen auf die Wunde und sog und sog und sog.

„Ich habe von Deinem Blute getrunken,“ jubelte er, „jetzt vermag uns keine Macht mehr zu trennen!“

Seit Menschengedenken war aber in keinem Winter so viel Schnee gefallen wie in diesem.

„Vald, bald wird er in Deinen Armen ruhen,“ tröstete die Zaubermutter ihre verzweifelnde Tochter.

„In vierzehn Tagen bist Du mein!“ jubelte Ralph und drückte die reizende Braut an sein Herz. „Siehe, der Westwind hat sich aufgemacht und schmilzt den Schnee auf den Bergen; schon rauschen die Wasser zu Thal!“

Ja, die Wasser rauschten zu Thale, mit jedem Tage, jeder Stunde mächtiger und gewaltiger. Der laue Westwind ward zum heulenden Sturm, und zu den Schneewässern stürzte unerblicher Regen aus den Wolken. Der Westerberg zitterte und bebte unter der Gewalt der andrängenden Fluthen, die ungeduldig nach einem freien Ausgang in das Thal suchten. Sie drangen in seine Risse und Fugen ein, immer tiefer und mächtiger. Der Fels begann zu wanken und zu schwanken. Aengstlich hing Ilse an dem Halse ihres Verlobten. Da stöhnte der Berg tief auf, wie ein sterbender Riese — ein fürchterliches Krachen folgte — und zertümmert stürzte das Schloß mit seinen Bewohnern in die rasend heulenden Strudel. Hindomerten jetzt zwischen den gesprengten Felsen die befreiten Wasser zu Thal.

Auf einem Steine mitten in den schäumenden Wogen kauerte Trude. Ihr rothes Haar flatterte im Winde, ihre nackten Füße besprühte der brandende Gischt. Da trieben die Wellen den Leichnam Ralph's heran. Trude bückte sich nach ihm, sie erfaßte ihn, aber ihr Fuß glitt aus und sie stürzte in das Wasser. Als die Fluthen sich verlaufen hatten, da lagen sie beide, Ralph und Trude, vereint zu den Füßen der wehlagenden Zaubermutter.

Ilse aber ward von den Wassernixen aus den Wellen gerettet. Sie durfte leben und lieben. Doch in ihrer Liebe sollte sie hinfort ihre Strafe dafür sünden, daß sie der armen Trude einziges Glück gestört hatte. Noch klagend um den Ritter fand sie Heinrich der Vogler auf dem Stein, und seiner Liebe gelang es, sie zu trösten. Sie waren glücklich mit einander; allein eines Tages verließ der Kaiser sie dennoch, verließ sie treulos, wenngleich mit blutendem Herzen, wie fortan Jeder, den einmal ihr Liebreiz entzückte, ihre namenlos wonnige Umarmung beauschte. Klagend und weinend um den Treulosen sitzet sie noch heute auf ihrem Stein, das reizende Weib mit dem marmorweißen Leibe und dem dunklen Gelock, das bis zur Sohle des Thales hinabwallt, breitet die Arme in lockendem Verlangen nach dem Liebbling aus und flüstert melodisch wie die murmelnde Welle:

„Komm in mein Schloß herunter,
In mein kristallenes Schloß,
Dort tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentrost.“

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisensporn',
Die Zwerge trompeten und pauken
Und sibeln und blasen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wann die Trompet' erklang.“

Reisende, die mit ihren Führern von Ilsenburg heraufkamen, unterbrachen die schöne, festtägliche Stille auf dem Stein. Wir warfen noch einen Blick nach den rothen Dächern des laubreichen Ilsenburg, einen Blick das schöne Thal hinauf, bis zu dem Brocken, der inzwischen seinen Nebelmantel völlig abgeworfen hatte, und schieden. Es waren köstliche Augenblicke, die wir auf dem Stein verlebten hatten, und nicht minder schön war das Verweilen bei den Ilsefällen gewesen. Wir waren dort in das Flußbett hinabgklettert, und hatten uns frühstückend auf einen großen flachen Stein gelagert. Die Bäume auf beiden Ufern wölbten ihr Laubdach über uns und uns entgegen hüpfte die klare Ilse in einer Folge munterer Sprünge.

Wir zogen den Fuß der Ottobank entlang über den kuppelartigen Ludgenberg, dessen Gipfel zum Theil abgeholt ist, nach der Plessenburg. Die Plessenburg ist ein einfaches, architektonisch unschönes grüßliches Jagdhaus, in welchem man für ein Trink-

geld mächtige Hirschgeweihe sehen kann. Seine Lage aber ist hübsch. Es bildet den Stern des umschließenden Hochwaldes. Vor dem Forsthaufe herrschte ein reges Leben und Treiben. Es waren viele Feiertagsgäste da, die zu Wagen heraufgekommen waren, und jeden Augenblick langten neue Wanderschaaren an, deren Führer unter Koffern und Reisefäcken schwitzten.

An dieses Forsthaus knüpft sich eine literaturhistorische Erinnerung. „Die bezauberte Rose“ von Ernst Schulze, und seine „Cäcilie“ finden sich ja wohl noch heute häufig auf dem Büchertische junger Damen. Manches schöne Auge hat gewiß heimliche Thränen auf die Kränze fallen lassen, die Schulze aus den Blumen seiner Schmerzen in tadellosen Versen slicht. Auch sagt man, daß der Dichter aus Liebesgram gestorben sei. Die Schöne, die er als Cäcilie besingt, war eine Waldblume der Plessenburg, die Tochter des Förstlers. Ernst Schulze lernte sie auf einer Wanderung durch den Harz kennen. Er kam nun oft von Göttingen herauf, wo er Privatdozent war. Aber es war eben die alte Geschichte, und es sollte ihm von der Geliebten nichts zu theil werden, als ihr zitterndes Abbild in melancholischen Versen. Seine Liebes- und Leidensgeschichte liegt in den Briefen des Gleim-Archivs zu Halberstadt begraben.

Von der Plessenburg leitete uns eine Zeitlang die Chaussee gemächlich höher hinauf. Der Wald lichtete sich, und zur Rechten begrenzten die Wolfs- und andere scharfzackige Klippen, über welche der Brocken gleich einem Gewölke herübersehauete, den Horizont. Felsblöcke begannen den Weg zu belagern. Sie wurden mit der Höhe häufiger und größer. Zwischen ihnen verließen wir die Chaussee. Ein Tannenwald umringt uns, zwischen dessen Stämmen immer riesigere, zum Theil übermossene Felsstücke lagerten. Endlich links und rechts nichts als Felsblöcke in, neben und übereinander geschoben und gestürzt, dazwischen entwurzelte Föhrenstämme, während andere hoch und schlank dastanden, noch andere mit ihren Wurzeln an den nackten Stein sich klammerten. Es

war, als ob hier die Hand eines Dämons in wilder Zerstörungslust eine Welt in Trümmer geschlagen hätte. Das Volk nennt diese Stelle die Teufelsburg und hinter ihr liegt, dem Brocken zu, die Hölle, aus welcher die Holzemme stammt. Hier trifft wenigstens die Behauptung nicht zu, daß der Weg zur Hölle breit, glatt und eben sei.

Von allen Seiten sickert das Wasser unter den Steinen hervor und vereinigt sich in der Mitte dieser Trümmer zum Bach, zum Klüfchen, im Herbst und Frühjahr aber zum rasenden Bergstrom. Dort sprudelt das klare Wasser über abgeschliffene Granitmassen, stürzt jetzt 30 bis 50 Fuß über die Felsen hinab und rinnt dann in geschwängiger Eile weiter bis zum nächsten jähen Sturz, und so geht es fort bis zur Thalsohle. Es muß ein köstlich wildes Schauspiel gewähren, die Holzemme zur Zeit der Schneeschmelze oder nach starkem Regen über diese gigantischen Felsentrümmer, die das schmale Thal bis zum hohen Rande erfüllen, schäumend stürzen zu sehen!

An einigen Stellen verbinden Brücken die beiden Ufer der Holzemme. Aber einen weiten Ueberblick über die steinerne Renne gewinnt man von keiner. Man überschaut nur die allernächsten Fälle. Wir fanden auf einer der Brücken eine treffliche Staffage zu den Felsentrümmern der steinernen Renne. Es war auch eine Ruine, aber eine Menschenruine: ein Kämpfe aus den Jahren 1813, 14 und 15 in Invalidenuniform. Er war, wie seine etwas geläunte Zunge mühsam hervorbrachte, überall mit dabei gewesen. Dafür hatte ihm das „dankbare Vaterland“ auf seine alten Tage die Erlaubniß gewährt, auf der Brücke über die steinerne Renne zu betteln. Seine Frau saß strickend am Wege auf einem Mäuerchen, das sie zum Niedersitzen für die Reisenden mit dickem Tannenreisig belegt hatte, und überwachte mit einem Auge den Alten, mit dem andern ihren Topf, der auf einem Feuer unter einem vorpringenden Steine kochte.

(Fortsetzung folgt.)

Valentin. (Siehe S. 396.) Wer kennt nicht Valentin, die lebendige Guillotine des Wortes, den tragikomischen Hender der Redefreiheit im Deutschen Reichstag? Den Donquixote im Windmühlkampf gegen reichsfeindliche Gedanken? Donquixote, ja; wer kennt nicht das Bild des unsterblichen Ritters von der traurigen Gestalt? Ihr wollt wissen, wie unser Valentin aussieht? Zieht dem Hidalgo aus der Mancha statt der schlottrigen Rittersrüstung einen schlottrigen Rock oder Frack mit schlottrigen Hosen an, und ihr habt die auffallendste Portraitähnlichkeit: dieselben schlottrigen, ungelenteten Glieder, derselbe schlottrige, ungelentete Gang; nur das blöde, wasserblaue, realpolitische Auge stimmt nicht zu dem spanischen Original-Donquixote, der ja, wie Heine das so schön ausgeführt hat, ein herrlicher, hehrer Idealist war — oder ist; denn der Donquixote des Cervantes lebt und wird leben, wird ewig leben, während die platten Kopien, auch die unsrige, nebst dem, was drum und dran hängt, gleich anderen Eintagsfliegen rasch den Weg alles Fleisches gehen und der Nachwelt höchstens als einbalsamirte Kuriositäten und Monstrositäten in kulturhistorischen Museen erhalten werden. „Unserem“ Valentin — denn den lassen wir uns nicht nehmen — weisen wir hiermit sein Plätzchen in dem Raritätenkabinet der „Neuen Welt“ an, und hoffen, ihm so wenigstens ein Stüchchen Unsterblichkeit (deren es ja bekanntlich verschiedentliche Gattungen gibt — gute und schlechte: Unsterblichkeiten des Verdienstes, der Insamie, der Lächerlichkeit u. s. w.) gesichert zu haben.

Und nun lassen wir den biographischen Abriß folgen, welchen Hirth's Parlaments-Almanach dem Manne gewidmet hat:

„Valentin, Hermann Friedrich, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar außer Diensten, Mitgl. des Ausschusses der Kontinental-Telegraphen-Kompagnie, wohnhaft in Kreischa bei Dresden. Geboren 12. April 1812 zu Berlin (evangelisch). Besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin bis Mich. 1829, studierte von 1829 bis 1831 in Berlin, bis Ostern 1832 in Bonn, Ostern bis Michaelis 1832 wieder in Berlin. Michaelis 1832 bis dahin 1834 Kammergerichts-Referendar, 1838 Kammergerichts-Assessor und beim Stadtgericht zu Berlin beschäftigt. Von Ostern 1839 bis Juni 1841 Hülfсарbeiter beim Land- und Stadtgericht zu Tilsit, von da bis Juli 1844 Rechtsanwalt und Notar beim Oberlandesgericht zu Cöslin, vom Juli 1844 bis Ende 1866 Rechtsanwalt und Notar beim Kammergericht zu Berlin, erhielt 1859 den Charakter als Justizrath, ward 1853 zum Stellver-

treter, 1856 zum Mitgliede des Ehrenraths der Rechtsanwälte und Notare im Departement des Kammergerichts erwählt und fungirte als solcher bis zum Niederlegen seiner Amtsfähigkeit Ende 1866. Während der ersten Legislaturperiode des deutschen Reichstags, 1871/73, Mitglied für Meiningen-Hildburghausen. — Wahlkr.: Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. (Nat.-lib.)“

* * *

Die letzte Reise. (Seite 397.) Ein Bild „aus dem russischen Volksleben“ nennt sich's, — und es ist auch wirklich in Russland aufgenommen, — aber, wenn die im übrigen Europa nicht vorkommende Bespannung, namentlich das gewölbte Joch, nicht wäre, und die Tracht des Weibes nicht die Heimath verriethe, so könnten wir den Schauplatz ebenso gut in viele Gegenden Deutschlands und anderer Länder, die Winterlandschaften aufzuweisen haben, verlegen. Der rohgezimmerte Sarg birgt die Reste des einst so kräftigen Mannes, der im Kampf um das Dasein erlegen, Frau und Kinder arm und hülflos zurückgelassen hat. Leichenwagen gibt es dort nicht, und die einsame Hütte liegt so weit ab von dem Dorf und dem Dorfkirchhof, daß es unmöglich war, den Sarg hinzutragen, auch wenn sich Freunde gefunden hätten — und hätten sie sich gefunden? Wie selten die „Freunde in der Noth“ sind, davon wissen die Sprüchwörter aller Völker zu erzählen. So muß denn die Wittwe selbst dem todten Gatten „die letzte Ehre“ erzeigen. Dumpf brügend sitzt sie da und denkt der Vergangenheit, die ihr trotz des erlittenen Glücks jetzt so sonnig erscheint; und aus der Vergangenheit schweift ihr Blick in die schwarze, hoffnungslose Zukunft. — Hoffnungslos? Der Knabe und das Mädchen, die frierend sich an den Sarg des gestorbenen Vaters drängen, leben sie nicht? Sind sie nicht fremdbliche Sterne, welche die düstere Nacht erhellen? Das Mutterauge blickt hoffnungsvoll auf. Doch ach! Ja, die Kinder leben — aber wie sie dem Leben erhalten? Der Ernährer fehlt; — wie den Wolf: Hunger von der Thüre der ärmlichen Hütte wegtreiben? — Sie würde gern sterben — aber die Kinder! Sie sinnt und sinnt — die Bügel sind ihren Händen entsunken — mag das Pferd noch so langsam dahinschleichen, sie hat keine Eile, sie kommt immer noch zu früh an das Grab ihres Glücks. — Und ist die letzte Erbscholle auf den Sarg geworfen, dann fort in den verzweifelten Kampf um das Dasein — der Kinder!